


DIE
GROSSEN
FRAGEN

Ethik

Julian Baggini

Reihenherausgeber Simon Blackburn

 Springer Spektrum

DIE GROSSEN FRAGEN

Ethik

Julian Baggini

Reihenherausgeber Simon Blackburn

Die großen Fragen

Ethik

Unter den Autoren Großbritanniens, die sich mit Philosophie befassen, gehört **Julian Baggini** zu den bekanntesten. Viele seiner Bücher sind von der Kritik hoch gelobte Bestseller. Er versteht es ausgezeichnet, dem Leser auf so klare wie unterhaltsame Weise die großen Themen der Philosophie näherzubringen. Baggini ist Mitbegründer und Herausgeber von The Philosophers' Magazine und schreibt regelmäßig Beiträge für Zeitschriften und für Rundfunkprogramme der BBC.

Die großen Fragen behandeln grundlegende Probleme und Konzepte in Wissenschaft und Philosophie, die Forscher und Denker seit jeher umtreiben. Anspruch der ambitionierten Reihe ist es, die Antworten auf diese Fragen darzustellen und damit die wichtigsten Gedanken der Menschheit in einzigartigen Übersichten zu bündeln.

Der Reihenherausgeber **Simon Blackburn** ist Professor für Philosophie an der Universität Cambridge, an der Universität von North Carolina und einer der angesehensten Philosophen unserer Zeit.

In der Reihe *Die großen Fragen*:

Philosophie

Physik

Universum

Mathematik

Gott

Evolution

Geist und Gehirn

Julian Baggini

Die großen Fragen Ethik

Reihenherausgeber Simon Blackburn

Aus dem Englischen übersetzt von Regina Schneider



Springer Spektrum

Inhalt

Vorwort	6
<hr/>	
Gibt es eine Goldene Regel? Was ihr wollt, dass euch die Menschen tun, das tut auch ihnen!	8
<hr/>	
Rechtfertigt der Zweck die Mittel? Falsches tun um des Rechten willen	17
<hr/>	
Gibt es eine Rechtfertigung für den Terrorismus? Die Legitimität aller notwendigen Mittel	27
<hr/>	
Die Ethik der Präferenz Sollten wir Familie und Freunde bevorzugen?	37
<hr/>	
Wie großzügig sollten wir sein? Die Pflicht zu retten	47
<hr/>	
Sind Drogengesetze moralisch inkonsistent? Die Beziehung zwischen Gesetz und Moral	56
<hr/>	
Haben Tiere Rechte? Die Ausweitung des moralischen Zirkels	65
<hr/>	
Ist Abtreibung Mord? Der Wert des menschlichen Lebens	75
<hr/>	
Sollte Euthanasie legal sein? Das Recht, dem eigenen Leben ein Ende zu setzen	84
<hr/>	
Ist Sex eine moralische Frage? Ethik ohne Prüderie	93
<hr/>	

Kann Diskriminierung gut sein? Gleichheit, Unterschied, Gleichbehandlung	102
Ist freier Handel fairer Handel? Die Ethik des globalen Handelns	112
Sollten wir Umweltschutz betreiben? Oder: Schadet der Mensch der Natur?	122
Sind wir verantwortlich für unsere Handlungen? Von Kriminalität und dem rechten Verstand	131
Was ist ein gerechter Krieg? Die moralische Problematik bewaffneter Konflikte	141
Ist Folter immer falsch? Wie man eine tickende Bombe stoppt	151
Kann Wissenschaft moralische Fragen beantworten? Was Tatsachen über Werte sagen	161
Ist Moral relativ? Die Variabilität von Moralkodizes	171
Ist ohne Gott alles erlaubt? Moralität und Religion	181
Sind alle moralischen Dilemmata lösbar? Die Grenzen der Ethik	189
Anmerkungen	198
Index	204

Vorwort

Wie die meisten Geschichtsepochen, so ist auch unser Zeitalter eines des moralischen Verfalls. So zumindest sehen es wohl die meisten Menschen. In den Vereinigten Staaten führt das Gallup-Institut alljährlich eine Meinungsumfrage durch, derzufolge jeweils eine breite Mehrheit die Ansicht vertritt, dass die moralischen Werte im Niedergang begriffen sind, wobei zwischen 38 und 45 Prozent der Befragten die Werte ihres Landes als „mangelhaft“ und nur zwischen 14 und 23 Prozent diese als „gut“ oder „sehr gut“ einstufen.¹ Einer Umfrage zufolge, die die BBC vor einigen Jahren in Großbritannien in Auftrag gab, stimmten 83 Prozent der Aussage „Großbritannien erlebt einen moralischen Abstieg“ zu.²

Der Niedergang der Moral scheint indes von einem Aufstieg der Ethik begleitet zu sein. Gehen Sie in einen beliebigen größeren Supermarkt, und Sie sehen eine Reihe ethischer Produkte, von Nahrungsmitteln aus fairem Handel bis hin zu umweltfreundlichen Reinigungsprodukten. Die meisten Firmen haben heutzutage eigene Ethik-Richtlinien und betonen die soziale Verantwortung ihres Unternehmens. Selbst während seiner schlimmsten Wirtschaftskrise seit den 1930er-Jahren gab Großbritannien weiterhin mehr Geld für Auslandshilfen aus, wobei die Ausgaben dafür 2011 mit 0,56 Prozent des Bruttoinlandsprodukts ein Allzeithoch erreichten und 2013 auf 0,7 Prozent steigen sollen.

Wie lässt sich dieser scheinbare Gegensatz von gefühltem moralischen Niedergang und gestiegenem ethischen Bewusstsein erklären? Ich denke, dies liegt zum Teil an der mangelnden Förderung einer öffentlichen Diskussion über Werte. Zugespitzt gesagt: Nur wenige von uns haben eine Vorstellung davon, wie man über Ethik sprechen oder denken sollte. Anstelle klarer Gedanken begegnen wir nur verworrener Wahrnehmung.

Die Auffassung, Moralität sei im Niedergang begriffen, taucht immer dann auf, wenn Menschen Moral im Sinne etablierter Regeln und Normen definieren, insbesondere im Kontext sexuellen und antisozialen Verhaltens. Doch dies ist nur ein kleiner Teil dessen, was richtiges und falsches Verhalten ausmacht. In vielen anderen Hinsichten sind sich Menschen der Auswirkungen, die ihre Handlungen auf andere haben, sehr viel bewusster – daher der Anstieg von Unternehmensethik und ethisch orientiertem Konsum. Einfach ausgedrückt: Wenn Moral die Wahrung herkömmlicher gesellschaftlicher Regeln bedeutet und Ethik für das Bemühen steht, möglichst umfassend das Richtige zu tun, dann könnte die Moral tatsächlich rückläufig sein, während die Ethik zumindest ihre Position behauptet.

Die generelle Verwirrung hinsichtlich Ethik und Moral dürfte nicht zuletzt aus der Tatsache resultieren, dass beide Begriffe synonym verwendet werden und nicht einmal unter Moralphilosophen Konsens darüber herrscht, wie beide definiert sein sollen. Meiner Auffassung nach behandelt Moral die Handlungsweisen, die uns erlaubt oder nicht erlaubt sind, und zwar in erster Linie solche, die andere Menschen betreffen. Ethik ist ein etwas weiter gefasster Begriff, der alles einschließt, was damit zu tun hat, ob das Leben gut oder schlecht verläuft. So sprechen beispielsweise einige Ethik-Theoretiker über die Rolle, die Reflexion oder Freundschaft in einem guten Leben spielen sollten, betrachten es aber nicht als unmoralisch, wenn jemand sich nicht an die üblichen Standards hält. Die größten Fragen der Ethik sind gleichzeitig jedoch zutiefst moralischer Natur, da sie sich nicht nur damit befassen, wie gut unser eigenes Leben verläuft, sondern auch damit, wie unsere Handlungen das Wohlbefinden anderer beeinflussen können.

Die Herangehensweise, die ich für zwanzig dieser Schlüsselfragen gewählt habe, spiegelt einen wichtigen Aspekt der Ethik, der sich durch das ganze Buch zieht. Einerseits möchte ich möglichst viele der wichtigsten Themen, Argumente und Konzepte der Moralphilosophie behandeln. Andererseits soll dies kein Lehrbuch sein. Ich glaube nicht, dass der direkte „Kant-hat-gesagt“- oder „Aristoteles-glaubte“-Ansatz der beste Weg ist, unsere Fähigkeit zu entwickeln, über die Dilemmata nachzudenken, mit denen wir sowohl ganz persönlich als auch als Gesellschaft konfrontiert sind. Wahrhaft moralisches Denken verlangt die persönliche Auseinandersetzung mit Themen, nicht ein Durchlaufen der Standardpositionen. Folglich gibt es zwei konkurrierende Anliegen: den Wunsch, verständlich und objektiv zu sein, und den Wunsch, sich eingehender und subjektiv mit den wichtigen Fragen zu befassen. Dies reflektiert, wie am Ende des letzten Kapitels hoffentlich klar sein wird, eine tiefere Wahrheit über Ethik: Werte kollidieren häufig nicht, weil der eine falsch und der andere richtig ist, sondern schlichtweg deshalb, weil mehr von einem zu haben oftmals bedeutet, dass wir von einem anderen nicht genauso viel haben können. Beim Abwägen der beiden konkurrierenden Anliegen, objektive Darstellung und persönliches Engagement, erläutere ich, wie Sie feststellen werden, die Ansichten großer Philosophen manchmal eher sachlich, und manchmal folge ich meiner eigenen Argumentationskette, die freilich weithin den Überlegungen anderer geschuldet ist. So werden meine eigenen Wertungen und Neigungen deutlich, während gleichzeitig noch genügend Raum für die Perspektiven anderer bleibt. Ich hoffe, dass Sie, nachdem Sie dieses Buch gelesen haben, ebenfalls mehr Klarheit über Ihre eigenen Werte und Neigungen gewinnen und sie unter Berücksichtigung der Sichtweisen der großen ethischen Denker aus Geschichte und Gegenwart in einem neuen Licht betrachten und möglicherweise auch etwas abwandeln.

Gibt es eine Goldene Regel?

Was ihr wollt, dass euch die Menschen tun, das tut auch ihnen!

Was genau besagt die Goldene Regel? Ist sie wirklich eine so wohl getroffene Grundformel der Ethik? In ihrer Einfachheit und der Forderung, die Interessen anderer als den eigenen gleichwertig zu betrachten, liegt nicht zuletzt ihr Reiz. Doch ist nicht alles Gold, was glänzt. Was also macht die Essenz dieser Regel aus, die das Prädikat „golden“ im Namen trägt?

Im Grunde genommen enthält jedes Moralsystem eine Variante der im Kern gleichen Goldenen Regel: „Was du selbst nicht wünschst, das tue auch nicht andern an“, schreibt Konfuzius. „Indem wir niemals das tun, was wir an anderen tadeln“, sagt der griechische Philosoph Thales aus dem kretischen Milet. „Tue anderen nichts, das dir Schmerz verursachte, würde es dir getan“, spricht Buddha. „Alles, was ihr wollt, dass euch die Menschen tun, das sollt auch ihr ihnen tun“, predigt Jesus. Und schließlich fordert Kant uns mit dem nicht ganz so griffig formulierten „Kategorischen Imperativ“ auf: „Handle nur nach derjenigen Maxime, durch die du zugleich wollen kannst, dass sie ein allgemeines Gesetz werde.“

Goldene Regeln

Wie mir viele Dozenten der Moralphilosophie immer wieder versichern, sind die meisten Studenten zu Beginn ihres Studiums fest davon überzeugt, dass Moral etwas Relatives ist: Was in einer Kultur zu einem bestimmten Zeitpunkt der Menschheitsgeschichte als richtig gilt, mag in anderen Kulturen zu anderen Zeiten und an anderen Orten als falsch gelten. Doch diese verbreitete Ansicht steht im Widerspruch zu einer ebenso ver-

breiteten Beobachtung betreffend die universelle Gültigkeit der Goldenen Regel. Mag die Welt auch eine Vielzahl von miteinander unvereinbaren moralischen Werten enthalten, scheint im Hinblick auf das grundlegendste Prinzip Einigkeit zu bestehen.

Die Goldene Regel gibt es in zwei offenbar gegensätzlichen Formen, einer positiven und einer negativen. Die positive Form besagt, *andere* so zu *behandeln*, wie man *selbst* von ihnen behandelt werden will; die negative besagt, *andere* nicht so zu *behandeln*, wie man *selbst* nicht *behandelt werden will*. Die erste besagt, was wir tun sollen, die zweite, was wir unterlassen sollen.

Je nach Auslegung macht dies einen erheblichen Unterschied. Die negative Form kann als eine auf die Minimierung von Leid beschränkte Ethik interpretiert werden: Solange wir niemandem schaden, können wir tun, was wir wollen. Die positive Form hingegen schließt auch Handlungen ein, die darüber hinausgehen. Genau wie die negative Form grenzt sie bestimmte Handlungen aus, ist aber darüber hinaus eine Ethik der Maximierung des allgemeinen Wohlergehens: Wir sollen andere gut behandeln und nicht bloß vermeiden, sie schlecht zu behandeln.

Damit wissen wir aber noch nicht, inwiefern diese Unterscheidung in der Praxis auf etwas Substantielleres hinausläuft als auf eine akademische Spitzfindigkeit. Nehmen wir als Beispiel das Verhalten im Straßenverkehr. Nach der negativen Form kann ich tun und lassen, was ich will, solange ich nicht andere durch meine Fahrweise gefährde. Die positive Form jedoch verpflichtet mich stärker. Nach ihr soll ich anhalten und helfen, wenn ich einen anderen Verkehrsteilnehmer mit einer Autopanne am Fahrbahnrand sehe, oder den Notruf wählen, wenn ich Zeuge eines Unfalls werde.

Eine klare Sache, auf den ersten Blick zumindest. Man könnte aber auch argumentieren, dass wir in beiden Fällen die gleichen Pflichten haben. Nach der negativen Form wäre es völlig in Ordnung, von Passanten ignoriert zu werden, wenn ich mit meinem Wagen liegen bleibe (da sie ja nur besagt, dass man dem anderen kein Leid zufügen soll). Aber wer will in dieser Situation schon ignoriert werden? Ein „Ignorieren“ wäre in diesem Sinne eine aktive Handlung, nicht bloß eine Unterlassung.

Dieses Beispiel illustriert eine sehr viel umfassendere Thematik der Moralphilosophie. Dem Gefühl nach scheint es einen wichtigen Unterschied zu geben zwischen dem, was wir tun und dem, was wir nicht tun, zwischen Tun und Lassen. Doch spricht vieles dafür, dass diese Differenzierung nicht immer sehr tiefgehend und moralisch oft ohne Bedeutung ist.

Manch eine unterlassene Handlung (eine Vernachlässigung etwa) empfinden wir als genauso schlimm und manchmal gar noch schlimmer als Dinge, die tatkräftigen körperlichen Einsatz erfordern. Entscheidend für ein verantwortungsbewusstes Handeln scheint demnach nicht das mit einer Handlung verbundene Quantum an *Aktivität* zu sein, sondern das Quantum an *Kontrolle* über den Ausgang einer Handlung. Mehr Schuld lade ich auf mich, wenn ich tatenlos zusehe, wie ein Felsbrocken in eine Menschenmenge zu stürzen droht, obwohl ich es kurzerhand verhindern könnte, als wenn ich eine Stinkbombe werfe, die zu bauen mich viel Zeit und Mühe gekostet hat.

Ob die negative oder die positive Form die richtige ist, oder ob eine Unterlassung immer einer bestimmten Art von Handlung gleichkommt, darüber ließe sich endlos streiten. Meiner Meinung nach bringt es uns zügiger voran, wenn wir beide Formen nach dem Prinzip interpretieren, das ihnen jeweils zugrunde zu liegen scheint: nach dem ethischen Anspruch der Reziprozität, wie wir es auch nennen könnten. Was ich von anderen fordere, muss ich umgekehrt auch bereit sein, ihnen zu gewähren. Das kann je nach Situation eine Nichteinmischung bedeuten, eine Hilfeleistung ... oder sonst dergleichen.

Wie aber finden wir heraus, um welche Forderungen es sich handelt? Wir können nicht einfach vom eigenen *Wollen* unmittelbar auf das der anderen schließen. Vielmehr müssen wir uns zwischen den Perspektiven hin und her bewegen, zwischen der eigenen Sichtweise und der der anderen Menschen. Um uns den Anspruch der Reziprozität besser verständlich zu machen, betrachten wir folgendes Beispiel: Wenn ich als Wohlstandsmensch arm wäre, würde ich wollen, dass ein Reicher die Hälfte seines Reichtums an mich abgibt. So jedenfalls scheint es auf den ersten Blick zu sein. Doch die bloße Tatsache, dass ich etwas *will*, macht die Goldene Regel nicht zu einem moralischen Imperativ, dem alle anderen zu gehorchen haben. Dann nämlich könnte es sein, dass viele immer nur das Beste für sich selbst wollen – ob fair oder nicht. Als Armer *will* ich dann vielleicht *alles* Geld des Reichen, nicht nur die Hälfte davon. Es muss also darum gehen, herauszufinden, was zu wollen vernünftig ist. Für unser Beispiel heißt dies, dass ich mich auch aus der Perspektive des Armen fragen muss, was ich für mich selbst wollen würde, wenn ich reich wäre. Und vielleicht müsste ich mir dann eingestehen, dass ich nicht die Hälfte meines Reichtums mit Menschen teilen wollte, die ich nicht kenne und die sich diesen Reichtum nicht erworben haben. Indem wir also beide Perspektiven ein-

beziehen, führt uns das Prinzip der Reziprozität zu dem Ergebnis, dass es wohl angemessen ist, dem Reichen wenigstens bescheidene Opfer abzuverlangen, um die Not des Armen wesentlich zu lindern; nicht aber, dass der Reiche mit seinem persönlichen Vermögen so verfährt, als wäre es Gemeingut, das es unter allen gleichmäßig aufzuteilen gilt. *Was ihr wollt, dass euch die Menschen tun, das tut auch ihnen!* – bedeutet alsdann, großzügig zu sein, nicht aber, den Gewinn des Armen zu maximieren.

Natürlich muss man dieser Schlussfolgerung nicht zustimmen. Und damit kommen wir zu einem ernsten Problem der Goldenen Regel: Es stimmt eben nicht, dass man immer genau so behandelt werden will, wie man andere behandelt. Ob man das will oder nicht, hängt stark davon ab, welche Werte man über die Goldene Regel hinaus vertritt. Gehört es beispielsweise zu Ihren Werten, dass jeder wirtschaftlich gleichgestellt sein soll, so könnten Sie sich durch die Goldene Regel aufgefordert sehen, Ihren Reichtum gleichmäßig mit anderen zu teilen. Umgekehrt würden Sie das ebenso erwarten. Sind Sie hingegen der Meinung, dass jeder einzelne die persönliche Freiheit hat, seinen Reichtum und Wohlstand zu mehren, wie es ihm beliebt, kämen Sie wohl kaum auf die Idee, von jemandem, der reich ist, zu erwarten, dass er Ihnen die Hälfte seines Vermögens abgibt, wenn Sie arm wären. Das wäre allenfalls ein frommer *Wunsch*, in etwa so, wie Sie sich wünschen würden, dass der Reiche auf dem Sterbebett Ihnen all sein Geld vermacht: Es ist ein *Wunsch*, keine angemessene Basis, auf der sich eine Erwartung oder ein Moralprinzip gründen ließe.

Fazit: Das erste Hauptproblem der Goldenen Regel besteht darin, dass wir außerstande sind, mit ihrer Hilfe ein moralisches Gebot auf der Grundlage dessen, was wir von anderen Menschen wünschen oder begehren, zu formulieren. Stattdessen müssen wir überlegen, was von anderen zu fordern vernünftig wäre. Dabei orientieren wir uns zumindest implizit an bestimmten Werten, die festlegen, was fair, gerecht oder vernünftig ist: Es gibt eine Vielzahl verschiedener, miteinander nicht kompatibler Werte, für die wir uns entscheiden können. Reichtümer etwa lassen sich nach Bedarf verteilen oder auch als Lohn für gute Leistungen. Insofern entwirft die Goldene Regel keine universale Ethik. Bestenfalls scheint sie eine Art universalen Test zu bieten, mit dem ich überprüfen kann, ob ein von mir vertretener moralischer Wert konsistent ist: *Entspricht er dem ethischen Anspruch der Reziprozität?* Das mag das Spektrum der eigenen potenziellen Handlungen reduzieren, lässt aber auch viele mögliche Wege offen. Denn nicht jeder hat die gleiche Vorstellung davon, wie er von anderen behan-

delt werden möchte, und nicht jeder wird von der Goldenen Regel zu den gleichen moralischen Grundsätzen geleitet.

Die Forderung nach Konsistenz

Könnte es also sein, dass die Goldene Regel eine übergeordnete Meta-Regel ist, eine Regel zur Bestimmung von Regeln? Man dürfe nicht, so besagt sie, die eine Regel an sich selbst, und eine andere Regel an eine andere Person anlegen. Konsistentes Handeln verlangt, sich selbst an die gleichen Regeln zu halten, deren Befolgung man auch von anderen erwartet, so wie das umgekehrt die anderen von einem selbst erwarten. Doch was genau sind das für Regeln? Darüber schweigt sich die Goldene Regel aus.

Aber selbst wenn sie uns nur *einen* Pflichtgrund für moralisches Handeln gäbe, wäre die Forderung nach Konsistenz noch immer wirksam. „Warum gut sein?“ – eine schwierige Frage, auf die die Goldene Regel eine einfache Antwort verheißt. Eine Antwort, die nichts weiter braucht als die

Denn nicht jeder hat die gleiche Vorstellung davon, wie er von anderen behandelt werden möchte, und nicht jeder wird von der Goldenen Regel zu den gleichen moralischen Grundsätzen geleitet.

Anerkennung der Forderung nach logischer Kohärenz und Konsistenz. Diese Idee der Anerkennung als Bezugsbasis für Moral hat niemand stärker verfolgt als Immanuel Kant, der glaubte, dass allein die Vernunft dem Menschen das Gebot auferlege, andere so zu behandeln, wie man selbst behandelt werden will.

Schauen wir uns hierzu ein konkretes Beispiel an. Kant fragt: „Darf ich, wenn ich in Bedrängnis bin, nicht ein Versprechen abgeben in der Absicht, es nicht zu halten?“ Um dies auf

direkte Weise herauszufinden, schlägt Kant vor, sich einmal selbst die Frage zu stellen, mit der Eltern ihren ungezogenen Sprösslingen häufig Moral zu predigen suchen: „Wie würde dir es denn gefallen, wenn man dich anlügen würde?“ Oder, wie Kant es ausdrückt: „(ob ein lügenhaftes Versprechen pflichtmäßig sei (...), so frage ich mich selbst: Würde ich wohl damit zufrieden sein, dass meine Maxime (mich durch ein unwahres Versprechen aus einer Verlegenheit zu ziehen) als ein allgemeines Gesetz (für mich und andere) gelten solle? Und würde ich wohl zu mir sagen können: es mag jedermann ein unwahres Versprechen thun, wenn er sich in einer Ver-

legenheit befindet, daraus er sich auf andere Art nicht ziehen kann?“ Kant verneint dies:

So werde ich bald inne, daß ich zwar die Lüge, aber ein allgemeines Gesetz zu lügen gar nicht wollen könne; denn nach einem solchen würde es eigentlich gar kein Versprechen geben, weil es vergeblich wäre, meinen Willen in Ansehung meiner künftigen Handlungen vorzugeben, die diesem Vorgeben doch nicht Glauben, oder wenn sie es übereiltherweise täten, mich doch mit gleicher Münze bezahlen würden, mithin meine Maxime, so bald sie zum allgemeinen Gesetze gemacht würde, sich selbst zerstören müsse.

Man stelle sich nur einmal vor, was geschähe, wenn etwas, das zu tun man sich selbst gestattete, zu einem universalen Gesetz würde. Schnell wäre klar, dass einige Handlungen dann schlicht unlogisch sind. Lügen und andere moralische Verfehlungen etwa würden allein durch den puren Gebrauch der Vernunft ausgeschlossen werden, wenn *jeder* lügen würde, ganz egal, was Sie selbst für sich möchten oder was Ihren unmittelbaren Interessen dienen mag. Sie wollen vielleicht ganz bewusst lügen, und vielleicht könnten Sie von einer bestimmten Lüge sogar profitieren, doch die Vernunft zeigt, dass das Lügen kein universal gültiges Moralgesetz sein kann, und folglich ist es falsch, es zu tun.

Die große Frage ist, wozu wir uns überhaupt den philosophischen Kopf zerbrechen in der schwierigen Frage, ob etwas als universales Gesetz taugen würde oder nicht. Wenn ich zum Beispiel ein Schild sehe mit der Aufschrift „Betreten des Rasens verboten“, so leuchtet mir durchaus ein, dass der Rasen schnell ruiniert wäre, wenn jeder darauf herumtrampeln würde. Ist aber gerade keiner in der Nähe, den ich verleiten könnte, es mir nachzutun, wenn ich die Abkürzung über den Rasen nehme, warum nicht? „Was, wenn das alle machen?“ – lautet die Antwort auf diese Frage nicht auch manchmal: „Aber nicht jeder wird es machen“?

Viele Philosophen seit Kant haben versucht, dieses Problem anzugehen. Einer von ihnen ist John Searle, der argumentiert, dass es „rational bindende, interessen-unabhängige, altruistische Motive für das Handeln“⁴ gibt. Schwere Kost, möchte man meinen, aber der Kerngedanke ist gar nicht so kompliziert, wie er zunächst klingt. Searle beginnt sein Argument am Beispiel von Schmerz. Ich kann, so Searle, nicht sagen „Ich habe Schmerzen“, ohne anzunehmen, dass der andere in ähnlichen Situationen ebenfalls Schmerzen hätte. Meine Schmerzen schaffen sodann die erkennbare Notwendigkeit, mir zu helfen. Mir zu helfen, wird damit zu einer Aufgabe, die dem anderen aus moralischen Gründen erwächst und deren